

druck vom Montag, ganz gut unter die Füße zu kriegen scheint.

2. Stimmungen und Gemütslagen

Seit Beginn der Krise beginnt unser Tag mit dem Deutschlandfunk als Frühstücksbegleiter. Den Abend läuten die TV-Nachrichten ein, fast immer durch ein ZDF-Spezial ergänzt. Drei Viertel aller Nachrichten betreffen die fortschreitende Pandemie, optisch ist das Signal dafür eine Art stumpfstacheliger Massageball. Präzise werden die Zahlen der Neuinfizierten, der Todesfälle und seit April auch die der Geheilten aufgezeigt. Jeder weiß aber um die Vorläufigkeit dieser Statistiken, es geht um Tendenzen. Das Robert-Koch-Institut wird zum Seismograf der Nation. Wir brauchen diese Nachrichten, trotz stoischer und auch langweiliger Wiederholungen. Anders wäre es unmöglich, die Realität als solche zu begreifen. Den „Ausweis der Risikogruppe“ im Portemonnaie, leben wir in einem goldenen Käfig. Wie alt gewordene Vögel, grau gefiedert, gesichert, gesund, zu zweit, komfortabel – nicht nur, was die Wohnung betrifft. Aber eben vergoldete Gitter, die Schwingen lassen sich nicht mehr so leicht heben. Wir leiden indes auch darunter – und ärgern uns über diese Selbstbezogenheit. Die Dankbarkeit im Kopf über unser Wohlergehen will nicht so recht ins Herz. Der ungebetene Egoismus macht uns zu schaffen. Manchmal müssen wir uns Mühe geben, den inneren Aufruhr nicht mit feinen Nadelstichen weiter-

zureichen, weil es eben keine anderen Adressaten mehr gibt. Mehr noch als das öffnende Miteinander gegenseitiger Besuche fehlt das Herzen und Sehen der Enkelkinder, eine Erfahrung, die wir mit fast allen Großeltern teilen. Jede Begegnung auf Spaziergängen oder Radtouren durch die Heide ist wie eine Pause in einem warm sprudelnden Whirlpool.

So sehr das Empfinden aller den gemeinsamen Einschränkungen gilt, so unterschiedlich ist es auch. Vielen gelingt es, den kleinen Radius wenigstens phasenweise miteinander oder für sich selber zu nutzen, womöglich sogar als eine wohltuende Einkehr zu genießen. Andere, so ahnt man wenigstens, führt die Gefangenschaft in Zerreißproben. Wie Rita leiden wohl die meisten an den sozialen Entzugserscheinungen. Als nähme man einen Fisch aus seinem Element, dem Wasser, so fehlt das stützende und elastische Element des Austausches und der Berührung. Die Nötigung, auf den Flossen zu stehen, führt zwangsläufig zum Stürzen. Oft ist gar nicht durchsichtig, woher die Niedergeschlagenheit rührt. Mir macht der Abstieg des Ruhestandes in den Stillstand zu schaffen. Die äußere Bewegungslosigkeit führt auch zu der des Denkens. Nach einer Phase lähmender Leere entschlief ich mich, doch ein paar Eindrücke aufzuschreiben.

Ich gehöre zur Risikogruppe. Das bedeutet: Es gibt buchstäblich nichts mehr zu tun. Mit dem Tun verliert sich auch die Beweglichkeit des Geistes. Ich werde nicht gebraucht. Ich muss, ja darf mich nicht sehen lassen. Auf diese Weise

wächst die Einsamkeit. Ich fürchte sie nicht, aber sie lähmt auch. Ich habe kein Gefühl dafür, was ich gern tun und lassen will, wenn die Welt sich wieder beleben wird. Wir ertappen uns dabei, Schwachstellen aufzubrechen, über die Gras gewachsen schien. Manchmal taucht Angst auf, um Magda, David, Marie, Hans oder Rita, aber wie im Nebel. Der Mantel der Zusammengehörigkeit, den die Krise zum Hineinschlüpfen bereithält, will nicht recht wärmen. Die Lust auf Telefonate nimmt ab, obwohl sie im wahrsten Sinne des Wortes Rückrufe sind, die an das Netz der Gemeinschaft binden. Ohne Groll an mich selbst gewiesen, stellt sich der Dialog von Nutzen, Sinn und Rechtfertigung erneut ein. Nur existentieller und altersentsprechend, eben Risikogruppe.

Zunächst schreibe ich gegen meinen inneren Widerstand, schnell genug werden umfassendere Reflexionen auf dem Markt sein. Dennoch, unser eigenes Erleben zu fixieren, scheint mir zu helfen. Zudem beginne ich eine Reihe kleinerer Dialog-Texte, die bezüglich der Krise akute Themen aufgreifen, auch das hilft mir zur Bearbeitung der Zeit.

3. Auseinandersetzungen und Themen

Interessant ist die Wortwahl dieser Wochen. Als erster hat der französische Präsident Macron vom Krieg gesprochen, Trump wird ihm folgen. „Wir sind im Krieg“. Seither ist die militärische Rhetorik vom unsichtbaren

Gut und Böse (Austausch bei geöffnetem PC)

Gut: Hast Du schon gelesen?

Böse: Nein, was denn?

Gut: Sie wollen Dir an den Kragen.

Böse: Das werden sie nicht schaffen. Wäre ja auch wirklich mal was Neues. Von wem redest Du eigentlich, den Viren oder den Menschen?

Gut: Na, von den ... nein, eigentlich von Beiden. Es gibt Menschen, die jetzt glauben, mit Hilfe des Virus würde sich die Welt verändern, irgendwie besser werden.

Böse: Solche Phantasten hat es immer gegeben. Mir kommen sie meistens zu passe.

Gut: Tu nicht so cool, diesmal scheint es ernst. Offenbar hat die Corona-Krise Vielen die Augen aufgetan. Wie damals, als es um das Unterscheiden von uns beiden ging. Soll ich Dir vorlesen?

Böse: Von mir aus, aber ausdrücken brauchst du nichts. Die Illusion, dass Neues das Alte grundsätzlich verbessern könnte, gehört schließlich zu meinen raffiniertesten Tricks.

Gut: Hör wenigstens mal richtig zu. Der Zukunftsforscher Matthias Horx schreibt (auf www.zukunftsinstitut.de) im April: „Die Welt as we know it löst sich gerade auf. Aber dahinter fügt sich eine neue Welt zusammen, deren Formung wir zumindest erahnen können. (...) Vor der Krise schien Technologie das Allheilmittel, Träger aller Utopien ... Wir richten unsere Aufmerksamkeit wieder mehr auf die humanen Fragen: Was ist der Mensch? Was sind wir füreinander? (...) In der neuen Welt spielt Vermögen plötzlich nicht mehr die entscheidende Rolle. Wichtiger sind gute Nachbarn und ein blühender Gemüsegarten.“

Böse: Ziemlich romantisch, oder? Wer, wenn nicht Du, würde nur allzu gern daran glauben?

Gut: Interessant ist aber der Schluss: „Wenn das Virus so etwas kann – können wir das womöglich auch?“

Böse: Wieso interessant? Dass sich der Mensch gerne selbst überschätzt, ist so alt wie er selbst. Jedes Widerfahrnis, und sei es eine Pandemie, bucht er auf sein Konto. Jedenfalls wenn ihm Vorteile daraus erwachsen. Dann tut er so, als wäre er der Autor.

Gut: In diesem Falle ist das doch gut. Schließlich haben alle etwas davon.

Böse: So billig bringst Du Dich ins Spiel?

Gut: Soll ich mich etwa aufbauen wie eine Diva, bloß weil Du nicht aufhören kannst mit mir als der Erstgeborenen zu rivalisieren? Schließlich bist Du erst dazu gekommen. Wie ein Parasit zehrst Du von mir, billigst mich. Und läufst doch ohne mich ins Leere.

Böse: Warum so aufgeregt? Und böseartig. Vergiss nicht, dass diese Rolle allemal nur mir zusteht.

Gut: Deine Streitsucht ist mir, ehrlich gesagt, leid. Zumal wir uns nicht öffentlich duellieren.

Böse: Man würde uns verwechseln.

Gut: Tut man ja auch. Schon vor zweitausend Jahren hatte Paulus von Tarsus unseren Streit mit einer Art Ringkampf verglichen. Dabei sind die Körper so ineinander verschlungen, dass sie kaum voneinander zu unterscheiden sind. „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Tolle Formulierung, geradezu athletisch.

Böse: Jedenfalls bildhaft. Mir haben sie dann, im Bild bleibend, zwei Buchstaben als Vorsilbe auf das Trikot gedruckt: Un-glück, Un-gemach, Un-tat, Un-bill, Un-recht, Un-fall.

Gut: Eine Art negative Startnummer, zur Unterscheidung. Genau genommen ist das ja eine Verneinung, die

Dich eigentlich als Nichts qualifiziert, mich aber leider hinter ein schlechtes Vorzeichen stellt.

Böse: Na mach's mal halb lang, einklammern oder einbüchsen lässt Du Dich ja nicht. Und so dramatisch wie ein verschlungener Ringkampf, bei dem ich auf den Rücken gezwungen werden muss, empfinden wohl die wenigsten Menschen die Auseinandersetzung mit uns beiden.

Gut: Das ist ja das Problem.

Böse: Wieso Problem? Darf ich jetzt mal die Rolle wechseln und fragen – ist das nicht gut?

Gut: Der Punkt geht an mich. Mit dieser Frage verrätst Du Dich. Leider gehen die Menschen ihr noch immer auf den Leim. Wie damals bei der Schlange.

Böse: Hör auf, die Schlange ist ein Geschöpf Gottes. Vielleicht etwas klüger als andere. Sie hat Aufklärung betrieben. Nicht durch Bevormundung, sondern durch eine einzige Frage.

Gut: Mit der hat sie aber Zweifel gesät. „Sollte Gott gesagt haben ...“ – wer würde da nicht unsicher?

Böse: Irritation ist der Sinn von Aufklärung. Ohne Unsicherheit als Voraussetzung wird es nicht heller. Außerdem: Was ist denn schlecht an den Perspektiven, die die

Nähe und Distanz.

Zwei Lehrstücke über die Liebe

Er war gern allein. Wusste aber auch: Einsamkeit ist nur so lange schön, als es jemanden gibt, dem man sagen kann: Einsamkeit ist schön. Beständig waren ihm nur die Wechselfälle der Gestimmtheiten. Die Augenblicke glücklichen Alleinseins gerieten ebenso flüchtig wie die des erfüllten Zusammenseins. Dieser Zwiespalt machte ihm zu schaffen. Auch gab ihm zu denken, dass Menschen es nicht schaffen, eine anfängliche Liebe lebenslang zu erhalten. Sollten tatsächlich jene Träume die besten sein, die nicht in Erfüllung gehen? Dass Erträumtes bei allzu naher Bekanntschaft im Handumdrehen zur Last werden kann, kannte er.

Umso erstaunter nahm er wahr, wie ungebrochen Hochzeiten gefeiert und das Hohe Lied der Liebe gesungen wurde. Als ob es wahr wäre, was dort behauptet wird: „Stärker als der Tod ist die Liebe“. Auch Paulus pries die Liebe, größer noch als Glaube und Hoffnung, bleibend auch dann noch, wenn alles vergeht. Älter werdend, ließ ihn diese Euphorie eher skeptisch zurück.

Derartige Empfindungen im Herzen, klopfte er an eine ihm nahe Tür. Er mochte die Gespräche mit dem Theologen, die umstandslos ins Zentrum führten.

Je mehr wir freigesetzt würden aus Traditionen, Konventionen und sozialen Nestern, umso mehr wachse die Verheißung der Partnerschaft, entgegnete der Freund,

der seit einigen Jahren getrennt lebte. Obwohl die neueren Sozialwissenschaften durchaus Erhellendes böten, wundere er sich über die Kraft, die auch ihn immer wieder in die Zweisamkeit trieb. Taugten vielleicht die urwüchsigen Mythen mehr zur Erhellung der Dynamik anziehender wie abstoßender Empfindungen?

„Du verwendest den Plural?“ „Ja, alle Kulturen haben ihre Schöpfungsgeschichten. Hierzulande sind wir geprägt von der aus dem ersten Buch des Mose, die mich noch immer schwärmen lässt, vor allem aber nachdenklich macht. Dort wird ja ein Paradies vor Augen gestellt, dessen Ausgangslage besser nicht sein kann: Zwei, die alles haben. Alles, was man zum Glücklichsein braucht. Gott, so wird umständlich und detailverliebt erzählt, richtet einen Garten ein, dazu ein Bewässerungssystem, alles wird dem aus Erde geformten Menschen zur Pflege übergeben. Nur vom Baum der Erkenntnis soll er nicht essen. Als Gott dann feststellt, dass ihm das Alleinsein zu langweilig wird, schafft er die Tiere. Damit fordert er den Menschen auch intellektuell: Namen geben, unterscheiden, definieren soll er lernen. ‚Aber für den Menschen wurde keine Hilfe gefunden, die ihm entsprach‘. Weil Gott das einsah, schafft er aus dem Inneren des ersten Menschen einen zweiten. Der erkennt ihn sofort als Seinesgleichen. Hierarchien gibt es nicht. Die Hilfe ist keine Haushälterin, sondern ein Gegenüber, Gegenpart. Freilich in paradiesischer Unbefangenheit: ‚Beide waren nackt und schämten sich nicht‘. Indes wollen sie wieder ‚ein Fleisch werden‘, die ursprüngliche Einheit zurückgewinnen. Dieser Drang zueinander lässt Vater